

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N<sup>o</sup> 20.

Donnerstag, den 10. Mai.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Tblr. Inserate werden mit 1 Ngr. die gesp. Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

### Der Studentenvater.

Eine Erinnerung aus dem Erzgebirge.

(Schlus.)

Und nun erscholl das Gundermannsche Haus Tag für Tag von Liedern und würziger Rede. Gustav ward es mit Hilfe der Studenten leicht, Karl von der Verfehrtheit seiner Richtung zu überzeugen. Ueber seine Flucht aus der Gesellschaft las er ihm beim ersten Wiederzusammentreffen kurz den Text: „Sie ergötzen sich am Horaz“ — sagte er — „Sie bewundern ihn und fliehen doch wie Gift das, was ihn so groß machte! Oder glauben Sie, Horaz habe seine Gedichte fabricirt, wie etwa ein Schüler ein Carmen von distillirtem Inhalte nach dem gradus ad Parnassum? Horaz sang die Freuden, die er genoß, die Empfindungen, die sein Herz bewegten — er dichtete, wie er lebte und weil er lebte. Wollen Sie auch einmal etwas schaffen, das lebt und fort lebt zum Ergötzen der Nachwelt, so machen Sie es wie er: leben Sie! Hier ist der „Faust“ und nun zur Gesellschaft!“

Diese Gesellschaft, so klein sie war, repräsentirte doch einen guten Theil der Stämme deutscher Na-

tion. Da war Einer, dessen Heimath die Fluthen der Ostsee bespülten, ein Anderer kam vom Teutoburger Walde, ein Dritter von „der Saale grünem Strande“, ein Vierter von den Ufern des Züricher Sees und der Fünfte hatte sein Vaterhaus tief im Siebenbürger Lande — nur der Sechste war ein Elbsachse. Alle aber trugen die gleiche Liebe zum großen Gesamtvaterlande in den unverdorbenen Herzen. Das war die höhere Einheit, unter welcher sich jede besondere Stammeseigenthümlichkeit frei dargeben konnte, ohne an die politische Zerklüftung ihrer Stämme zu gemahnen. Vater Gundermann taufte sein Haus Kleingermanien und war allen Ernstes der Meinung, daß es im Großen gerade sein könnte wie hier im Kleinen, so froh, so frei und so schön. Er ließ seine Gäste in seinen Pfählen nach Belieben schalten; er fürchtete nicht, daß sein Hauswesen dadurch in seinem Bestehen gefährdet würde. So oft es seine Geschäfte gestatteten, war er bei der Gesellschaft und labte sich an der Unterhaltung der jungen gebildeten Geister, oder sang und becherte mit ihnen. Des Nachmittags wurden gewöhnlich Ausflüge in die Umgegend gemacht, und da wandelte Vater Gundermann mit stolzem Behagen in der Mitte der ju-

gendlichen Schaar durch die Stadt und über Land. Wer ihn so gehen sah, ohne ihn zu kennen, konnte denken, daß all diese muntern Bursche seine Söhne waren. Wirklich behandelte er sie alle als solche; Karl hatte sich keiner Gunst zu erfreuen, welche die Andern nicht in gleichem Maße genossen. Bald hieß Gundermann in seinem Wohnort der „Studentenvater“, ein Name, den er nicht ablehnte, sondern den er fortan aufrecht zu erhalten strebte. „Das sag' ich Dir, Karl“ — schärfte er diesem ein — „daß Du, wenn Du zu Michael Student wirst, Deinen Kommilitonen, die das Gebirge besuchen wollen, sagst, sie fänden hier ein Vaterhaus, und daß Du mir nie in die Ferien kommst, ohne ein „sein Convivium“ mitzubringen. Das merke Dir!

Drei Wochen vergingen den Studenten so im Fluge. Vater Gundermann wußte sie von einer Frist zur andern zu halten, und sie ließen sich gern halten. Sie hatten zwar einige entferntere Gebirgspartien verabredet, aber sie kamen nicht dazu. Der gute Vater konnte auf ganze Tage nicht wohl abkommen, und ohne ihn mochten sie nicht ausziehen. Eines Vormittags aber kam Gustav und drängte zu einer Wanderung nach dem nur drittehalb Stunden entfernten Bergstädtchen G., wo ihn ein Freund erwartete. Obgleich Gundermann selbst nicht theilnehmen konnte, so trieb er doch dazu an. „Nach G. müßt ihr, Kinder!“ — sagte er — „die G.schen sind es werth, daß ihr bei ihnen einkehrt; denn ein gemüthlicheres Völkchen als die giebt's im Gebirge nicht. Es wird euch wohl sein bei ihnen, geht!“ Und sie gingen.

„Heute weih' ich Ihren Karl in sein neues Leben ein“ — sagte Gustav beim Fortgehen heimlich zu Vater Gundermann.

Dieser erwiderte: „Ich bin froh über die Fortschritte, die er in diesen wenigen Tagen gemacht hat — es wär' auch ein Schande für den Studentenvater, wenn sein eigen Fleisch und Blut einen schlechten Studenten gäbe. Bringen Sie mir ihn vollends zurecht!“ —

Mit Gesang zog der muntere Chor in dem rings von Waldbergen umschlossenen G. ein. Da flogen die Fensterflügel rechts und links, da schauten neugierige Gesichter heraus, und darunter was für rosig, holde! Heiter grüßten die Studenten hier

und dorthin und fanden freundliche Erwiderung. Dadurch waren ihre Herzen für den Ort gewonnen.

„Hier ist beim Himmel auch gut sein!“ sagte der Siebenbürger — und ich meine, wir sollen uns hier in die Häuser vertheilen, statt in einem einzigen Quartier zu wohnen.“

„Benigstens ist es billig, daß alle die artigen Kinder von unserer Gegenwart profitieren“ — erklärte Gustav — „Laßt mich nur machen — eh' die Sonne untergeht, soll jeder von euch so ein liebes Wesen am Arm haben!“

Das war eine Verheißung, die alle Herzen hüpfen machte. Jubelnd zog man über den Markt auf das Haus zu, wo Gustavs Freund wohnte. Machtet die Thore weit! hieß es da, wie der Zug sich nähete; der Freund, des Hauses Sohn, bewillkommte die Ankömmlinge unter der Thür und führte sie ins Haus. Ein Imbiß war schnell hergerichtet und wurde fröhlich eingenommen. Hedwig, die Tochter des Hauses, machte die Honneurs. Ein blühendes, rundes, munteres Wesen, ganz Leben und weibliches Sichdargeben. Weit entfernt, vor so vielen fremden jungen Männern sich sensitivenhaft in sich zurückzuziehen, blühte ihnen die ganze heitere Fülle ihres Wesens entgegen. War ihr doch Gustav längst ein lieber Freund, und waren die andern doch seine Freunde. Zudem, was weiß die gesunde Natur von Brüderie, die nur das Produkt erkünstelter, verdorbener Zustände ist! Hedwig war ganz Natur, und darum saß sie bald ungezwungen unter den Gästen, glücklich im Nehmen und Geben freundlicher Geistesblüthen. Gustav wußte es einzurichten, daß sie zwischen ihm und Karl Platz nahm; denn er hoffte, der Zauber einer solchen Weiblichkeit müsse das Werk, das er an dem Jüngling begonnen, zur Reise bringen helfen. Er kannte den hohen Vernunftsinne der Frauen, der sie ungesucht in Behandlung schwer traktabler Persönlichkeiten den rechten Ton und das rechte Maß finden lehrt, und so spielte er seinen Schützling geschickt in ihre Hand. Bald fand sich dieser mit dem beredten Mädchen in einem sehr lebhaften Gespräch, das ihn unvermerkt an die Brüste des Lebens legte und der Natur einen gedeihlichen Säugling mehr gab. Die Studenten wären zuletzt eifersüchtig über das Glück des „Pennals“ geworden, wenn Gustav nicht zur rechten Zeit an die holden Erscheinungen

beim Einmarsch erinnert und laut geäußert hätte: er habe den lieben Kindern etwas Langeweile angesehen und er und seine Genossen wären die Leute, solche zu vertreiben; wenn Hedwig mit ihren Schwestern einiges Mitleid und für ihn und seine Freunde etwas Freundschaft übrig hätte, so würde sie Rath wissen, wie beiden Theilen geholfen werde. „Sie haben ja das Wort Ariost's noch immer wahr gemacht:

„Mehr aus dem Stegreif als nach langem Denken  
Kommt eine Frau auf klug verständ'gen Rath.“

„Nun“ — erwiderte Hedwig — „so wollen wir aus dem Stegreif einen Ball veranstalten.“

„Der Gedanke verdient — Vergötterung will ich nicht sagen, denn das wäre ein Plagiat — sondern einen Kuß“ — rief Gustav und hatte diesen Lohn ebenso schnell ausgezahlt als bestimmt.

„Das ist aber auch ein Diebstahl“ — versetzte Hedwig — „aber damit Sie sich dieses Raubes nicht als ein Heldenstück rühmen, sag' ich Ihnen, Sie hätten das ganz wohlfeil haben können, wenn Sie darum gebeten hätten. Also sind die Herren damit einverstanden, daß wir einen Ball improvisiren?“

„Natürlich! natürlich!“ — lautete die Antwort — „aber wir haben ja keine Balltoilette“ — bemerkte der Mecklenburger. Die Andern lachten und Hedwig meinte:

„Ich glaube nicht, daß einer von den Herren das Majestätsverbrechen gegen den guten Geschmack begangen, zur Fahne des Fracks zu schwören, sollte dies aber bedauerlicher Weise der Fall sein, so steht ein Kabinetstück von Frack aus des seligen Großvaters Garderobe zur Verfügung. Uebrigens wird in G. kein Ball der Toilette wegen gehalten, am wenigsten der heutige. Da aber doch einige Anstalten dazu getroffen sein wollen, bei denen ich und meine brüderliche Liebe gern ungestört wären, so rathe ich, Freund Frei führe die Herren nach dem G.berg, wo sie sich einstweilen an der versunkenen Herrlichkeit unseres Bergbaues erbauen können.“

Der Rath wurde befolgt, wie wohl von Seiten Karls, der sich ungern von Hedwig trennte, nicht mit großer Bereitwilligkeit. Die Gäste brachen auf.

„Reinen Sie nicht, Karl“ — redete Gustav diesen unterwegs an — „daß das Leben schöner ist als die Grammatik, und daß es vernünftiger, mit

einem edlen Mädchen von Geist und Leben umzugeben, als in einem alten Dichter von solchem Umgang zu lesen?“

Karl war zu glücklich, als daß er etwas auf die Frage zu erwidern wußte. Erst später gestand er, er habe in jener Stunde sich neugeboren gefühlt.

Der G.berg erhebt sich dicht an der Stadt, ja die Kirche und einige andere Gebäude liegen schon an seinem Abhange. Er ist die eigentliche Mutterstätte des Ortes, denn sein Erz lockte die ersten Ansiedler hierher. Aber von dem einst hier so blühenden Bergbau sind nur noch schwache Ueberreste vorhanden. Eine ungeheure Pinge giebt Zeugniß von dem Umfang des Zinnbergbaues an dieser Stelle, der zahlreichen Gruben auf anderes Metall an andern Punkten ringsum die Stadt nicht zu gedenken. Die Pinge hat Nebulichkeit mit dem Krater eines Vulkans; die über tausend Schritte im Umfang haltende, beinahe 140 Fuß tiefe Einsenkung ist in ihrer Seitenbegrenzung trichterförmig, aber das Ganze ist durch mehrere Halden des Trümmergesteins in verschiedene Kessel getheilt, in der Mitte ragt ein massiver Rest des alten Zwitterstocks gleich einer Burg hoch empor und verleiht der Scene einen romantischen Charakter. Hierher führte Gustav seine Gefährten. Nachdem man sie umschweift hatte, um ein Bild von der ganzen Größe der hier aufgewendeten mehrhundertjährigen, durch den Einsturz zum größten Theil verloren gegangenen Menschenarbeit zu gewinnen, stieg man in den Trichter binab und lagerte sich am Boden abgeschieden von aller Welt auf einer berauften Stelle zwischen den Zechsteintümmern, die einst das Bett der hier ausgebreiteten Metallschätze waren. Die Sonne, obgleich noch ziemlich hoch stehend, beschien doch nur den wunderlichen Felsenkoloß in der Mitte des Kessels, der Grund war in Schatten gebüllt und tiefblau überspannte das Himmelsgewölbe den gähnenden Schlund. Die ganze Scene machte doch einen etwas dämpfenden Eindruck auf die aufgeweckten Geister der Jünglinge. Gustav, der fürchtete, es möchten wer weiß welche larmovante Betrachtungen unter ihnen Platz greifen und wohl gar zum Ausdruck kommen, erhob sich plötzlich, kletterte über die Halde, aus welcher der Stockwerksfelsen emporstieg, und verschwand dahinter. Nach wenigen Minuten erschien er hoch oben in einer Höhlung

des Felsens und rief den staunend Ausblickenden zu:

„Auf! auf! ihr Bannerträger der Zukunft! Was liegt ihr da am Boden mit dumpfbrütenden Sinnen, wie niedergedonnert von titanischen Gewalten, die diese Trümmer geschaffen? Was sind euer Mienen so düster, was hebt sich euer Busen so schwer? Ist euch, als wäret ihr hinabgesunken ein großes Grab? Trauert ihr um all die unsägliche Menschenmühe, deren Werk hier in einer Nacht zu Grunde ging? Legt dieses Bild der Zerstörung euch die Mahnung von der Vergänglichkeit alles Irdischen an das Herz? Will es euch gemahnen wie ein Sieg der Vernichtung über das Schaffen, des Todes über das Leben? O bannt das Gespenst, das als Ueberrest einer trüben traditionellen Weltanschauung, wach gerufen von einer ungewohnten Erscheinung, sich an eure Seelen schleicht, um sie zu fesseln und zu knechten! Ihr sehet das Walten feindlicher dämonischer Gewalten, und ich frage: Hölle, wo ist dein Sieg? Ihr sehet Tod und Verwüstung, und ich frage: Tod, wo ist dein Stachel? Woher euch jene trüben Gesichter und mir dieser freudige Muth? Antwort: weil ihr noch nicht völlig vom Tode zum Leben hindurchgedrungen seid, mein Geist aber sich ewig neu im Morgenthau der Verjüngung badet. Ueber euch herrscht noch der entnervende Bann der alten finstern Sage von dem Bürger Tod, den Gott zur Strafe über ein ungehorsames Geschlecht als Henkersknecht gesetzt; ihr seufzt noch unter den Alpdruck dieser abscheulichen Mähr, die seit drei und dreißig Jahrhunderten auf der Menschheit lastet. Es gab eine Zeit, da litt auch ich unter diesem Wahne, und meine Seele war düster, und mein Herz war schwer, und das Leben lag auf mir wie das Bewußtsein einer ungesühnten Schuld. Da setzte ich mich zu den Füßen eines Weisen, damit ich einen Ausgang finden lernete aus diesem Thale des Todes. Und er führte mich hinaus auf's hohe Alpengebirg, zeigte mir die ewigen Gletscher und als ich in ihnen das Bild des ewigen Todes selbst vor mir zu sehen wähnte, zeigte er mir die purpurne Wunderblume, die den kernigen Firn entspriest, wies er mir des Eises azurne Grotten, des Gletschers geheimnißvolle Thalfahrt und sein noch geheimnißvolleres Athmen, er bewies mir, wie all' das Gestein, das des Gletschers weite

Spitzen bedeckte, erst tief im Eise begraben gelegen und wie dieses Eis jeden fremdartigen Körper, der in seinen Schooß versenkt werde, eben so wieder ausstoße. Kurz er zeigte mir des Gletschers ewige Bewegung, sein Leben. Da erkannte ich, daß nicht der Gletscher das Bild der Starrheit und des Todes an sich trug, sondern daß mein blöder Sinn es ihm angedichtet, daß ich das Gespenst des Todes zu ihm getragen. Und als ich die Firnen im Alpenglüh erblickte, in jenem hochherrlichen Purpurglüh, das Alles, was die Erde an Glanz und Majestät der Erscheinung bietet, so hoch überstrahlt, als das Alpenhaupt den Sand der Dünen überragt, da erglühete meine Wange vor heißer Scham und ich schlug an meine Brust und sprach: Gott sei mir Thoren gnädig! Und weiter führte mich der Weise in eine Region vulkanischer Bergfegeln. Schroff reckten sie ihre kahlen schwärzlichen Scheitel in den sonnigen Himmel; kein Strauch grünte auf ihnen und dämpfte mit wohlthätigem Schatten die sengende Gluth, welche die von dem harten Gestein abprallenden Sonnenstrahlen rings verbreitete. Ach wie öde! seufzte ich und schaute mich hinab in das kühle grüne Thal, dessen Fluren vom Segen der Ceres und Pomana strotzen. Da schlug der Weise mit seinem Hammer ein Stück von dem Basalt des Berges und ließ es den steilen Abhang hinabrollen; aber in seinem Laufe an harte Klippen schlagend, zerborst es in unzählige Brocken. Siehst du — sagte er — wie dieser einst stahlharte Stein von der zersetzenden Kraft der Luft schon ganz mürbe geworden ist und begreifst du nun, daß all' die fruchtbare Erde zu unsern Füßen einst nichts anderes war als solches Gestein? Seit vielen Jahrhunderten ist diese Gegend der Wohnsitz glücklicher Geschlechter, ein benedictes Erdenparadies. Der Landmann weiß, daß er seine reiche Ernte demselben Gestein verdankt, das deinen blöden Augen den Eindruck der Dede und des Todes verursachte und er segnet die alten ehrwürdigen Bergeshäupter, die unter dem Einflusse der ewig thätigen Elemente seinen Boden mit immer neuem Stoffe bereichern. Und so führte er mich weiter und weiter und bewies mir, daß es im ganzen Weltall keine Vernichtung, keinen Tod, sondern überall nur Verwandlung gebe. Der Mensch ist es, der den Tod in die Welt gebracht, der Mensch, der ihn überall

hinträgt — die Natur hat ihn nicht. Hinweg darum, o Menschenkind mit dem nächtigen Gespenst einer franken Einbildungskraft, hinweg mit dem Vampyr, der dir das Blut der Freude aus dem Herzen saugt, hinweg mit dem Wahne, der den Flug deines Geistes hemmt und die schaffende Kraft dir lähmt! Denn alles Streben und Wirken erlahmt unter dem Gedanken der Vergänglichkeit und Eitelkeit unsers Thuns, aber es erstarkt an dem Bewußtsein, im Größten wie im Kleinsten Unsterbliches zu vollbringen.“

„Und nun aufgeschaut in den azurnen Himmel, ihr berufenen Diener am Worte des Heils, ihr Priester einer lichtern Zukunft! Aufgeschaut und bedacht, wie es euch geziemt, während drin im gastlichen Städtlein gute Menschen einen Kranz rosigter Stunden für euch winden, hier am Busen der Natur euch zu bereiten zum würdigen Empfange solchen Kranzes; hier am Altar der Schöpfung die Taufe des Geistes zu empfangen und zu entsagen dem Teufel und seinen Werken, d. i. dem Geiste der Verneinung, daß die Natur vollkommen, heilig, ewig und das Leben schön sei! Angesichts dieser Felsenburg gelobt es, hinfort aus allen Kräften bemüht zu sein, vom Menschenleben das häßliche Leichentuch hinwegzureißen, womit die traditionelle Melancholie es so lange überdeckt hat. Nur nach solchem Gelübde seid ihr würdig, an dem Freudenopfer theilzunehmen, welches man für uns bereitet. Keinem Manne zeige sich die blühende Schönheit hold, der ihren Glanz und Werth verkümmert, wer aber thut dies mehr, als die kopfhängenden Verächter des Lebens und der Natur? Die Acht der süßen Schönheit über euch, wenn ihr nicht mit mir und Marquis Posa aus voller Seele bekennt: das Leben ist doch schön — Amen!“

„Ja das Leben ist schön!“ riefen die Zuhörer im Chor und schwenkten die Mützen — „Und“ — fügte der Teutoburger hinzu — „eine Schande war es wahrlich, daß wir hier saßen wie die Karthäuser. Es war gut, daß uns eine solche Berg- oder vielmehr Felsenpredigt aus unserm Sündenschlase aufrüttelte!“

„Aber schade, daß unser Vater sie nicht mit gehört hat“ — fiel der Thüringer ein; — „Dem wären gewiß die alten naturseligen Augen übergelaufen und er hätte seinen langbeinigen Sprößling da flugs in's Städtchen gesprengt, um ein Noth-

und Hilfsfäßlein aufschrotten zu lassen, damit wir Alles was wir gehört auch fein im Herzen bewegten.“

„Wollt ihr Bier haben?“ fragte Karl.

„Welche Frage!“ antwortete der Thüringer — „du langsamer Nachfolger in den Fußstapfen des trefflichsten Vaters! Will der Student nicht immer Bier, wenn er Durst hat, und hat er nicht immer Durst, wenn er nicht liebt, studirt oder schläft?“

„Ja, der Durst ist bei ihm der Wurm, der nicht stirbt“ — sagte der Schweizer.

„Was Wurm!“ — fiel der Teutoburger ein — „ein Häring ist's, ein ungeheurer, lebendiger und doch gesalzener Häring, welchen der alte Neptun dem Studio statt der Leber eingefügt, aus Rache, daß er den goldlockigen Bacchus dem grünhaarigen Wassergott vorgezogen. Dieser Häring ist das Seitenstück zum Heier des Prometheus. Ewig sich verjüngend, ewig neu sich salzend

Reizt er zu ewigem Durste des Durstigen empfindsame Kehle

„Solch' ein Hexameter müßt' einen Reischdorfer Gaul in Trab bringen“ — sagte Karl — „ihr sollt gleich Bier haben.“ Und er wollte fortheilen. Aber

„Bier in Sicht! alle Mann auf Deck!“

rief Gustav von seiner Kanzel herab und verschwand alsbald in der Höhlung, um auf der andern Seite, wo sich der Zugang befand, herabzuklimmen. Wirklich erschien am Rande der Pinge ein Mann mit zwei Wasserkannen und eine Magd mit einem Handkorbe. Beide stiegen zu den Studenten herab. Es war wirklich Bier in den Kannen und die Magd langte Gläser aus ihrem Korbe hervor.

„Ramsell Hedwig glaubte, die Herren möchten Durst haben“ — meldete die Abigail — „und da im G.berg kein Schank ist, so schickt sie hier einen frischen Trunk aus dem Rathskeller. Die Herren sollten aber ja vor sieben heimkommen.“

„Solchen Glauben hab ich in Israel noch nicht gefunden“ — meinte der Mecklenburger, und der jetzt hinzutretende Gustav sagte: „Sagen Sie Fräulein Hedwig von ihrem alten Freunde, er ließe nun um ein Duzend von den wohlfeilen bitten, sie weiß schon was — und nun gleich ein Glas auf das Wohlsein dieser Perle von einer deutschen Maid!“

„Nach dieser Gesundheit wurden die beiden dienstbaren Geister freundlichst entlassen. Augenblicklich hatte Gustav einen großen Felsblock mit ebener Ober-

fläche zum Schänktisch ersehen und rief seine Gefährten „ad toca.“ Bald erklang der Bauch des G.berges von hellem Burschensang.

„Das ist auch wieder ein Gaudium, um das unser guter Vater kommt“ — bemerkte der Siebenbürger nach dem ersten Liede — „ach, daß sich doch solche Freuden einpökeln ließen. Dann müßte das alte Haus recht viel davon haben.“ —

Ein paar Stündchen kummerfürten sich wunderschnell weg; unserer Gesellschaft schlug die Stunde zum Ausbruch, eh' sie sich's versah; aber eingedenk, welsch höherer Genuß ihrer harrte, säumte sie nicht, dem Rufe der nahen Kirchenuhr zu folgen. Eine Stunde später empfing sie der schmucke Rathhausaal und die Elite der jungen Welt von G.

Der Ball begann. Gustav eröffnete ihn, aber nicht mit Hedwig, die er dem jungen Gundermann überließ, sondern mit einer ihm noch unbekanntem Dame. Es dauerte aber keine Stunde, so waren die Gäste der ganzen G.ischen Gesellschaft liebe Bekannte, und eine wahrhaft olympische Heiterkeit belebte den kleinen Kreis. Die Vertreter deutscher Nation und Leipziger Studentenschaft mußten gestehen, daß alle lange vorbereiteten und kostbar ausgestatteten Bälle der großen Stadt hinter diesem improvisirten Tanzvergnügen an wahrer gefälliger Lust tief in Schatten standen. Der Tanz war nur Nebensache, nur Behelf, nur Mittel zum Zweck; das freie Spiel edlen Scherzes, die harmlose Freude an der Grazie des schönen Geschlechtes auf der einen, der sinnige Genuß an den Blüten höherer Geistesbildung auf der anderen Seite, das ungezwungene Ausfichberaus- und Aueinandertreten der Persönlichkeiten, die lebendige Thätigkeit ihrer anziehenden und abstoßenden Pole, kurz alle Erscheinungen einer wahrhaft edlen Gefälligkeit kamen hier zur Entfaltung. Mit Recht erwartete Gustav vor diesem reizenden Feste die Vollendung seines Belehrungswerkes an Karl; doch das größte Verdienst darum erwarb sich Hedwig, die mit feinem Takte jede Lächerlichkeit abzuwenden wußte, in die er durch sein eckiges Wesen zu fallen leicht Gefahr lief. Unter ihrer Anleitung machte er wahrhaft reizende Fortschritte im guten Ton, und Gustav hatte nur zu wünschen, Vater Gundermann möchte Zeuge sein von dieser glücklichen Umwandlung.

Im Fluge vertrauschten die Stunden; schon war Mitternacht da, aber Niemand dachte noch im Entferntesten an ein Nachhausegehen. „Das lassen wir bis auf die Letzt“ — meinte eine gute G.ische Seele — „aber da die Musik nicht von ihrem alten Rechte läßt, zwischen Zwölf und Eins eine Pause zu machen, so wäre es schön, wenn die Herren Studenten solche Pause mit Gesang ausfüllten.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Anklang; besonders unterstützten ihn die Damen. Ihnen zu Ehren ward aber auch das erste Lied gesungen — „Den Frauen Heil“ — zwar nur von einem Quartett, aber durch trefflichen Vortrag mit vorzüglichem Erfolg.

Kaum aber war dieser Gesang beendigt, gebührend applaudirt und von den Damen mit dankender Anerkennung beehrt, als auf einmal vom Eingange des Saales her eine wohlbekannte Bassstimme sang:

„Ei schön guten Abend, meine Herren Confratres.“ —

Aller Augen wendeten sich darnach und — „der Studentenvater!“ erklang es unisono aus dem Munde der Studenten. Dabei stürzten sie nach der Thür, unter der wirklich Vater Gundermann stand und den Jünglingen die ausgebreiteten Arme entgegenhielt. Er preßte sie der Reihe nach an seine breite Brust, und der frohe Schwarm trug ihn dann im Triumphe durch den Saal. Der Jubel über das unverwartete Erscheinen des Studentenvaters mitten in der Nacht wollte lange kein Ende nehmen.

„Es ließ mir dabei keine Ruhe“ — sagte er, sobald er zu Wort kommen konnte — „ich mußte sehen, wie es meinen Kindern ginge, und so machte ich mich punkt zehn auf den Weg. Da seht ihr, was ein Vater seinen Kindern zu Liebe thut. Nun laßt euch nicht weiter stören! Ich hab euerm vorigen Liede gelauscht, es hat mir das alte Herz erquickt, und nun fabrt fort!“

„Dem Studentenvater ein Lied!“ — hieß es — aber was für eins? war die Frage.

„Freude, schöner Götterfunken!“

rief der Gefeierte und da man kein besonderes Lied ihm zu Ehren hatte, so stimmte man das verlangte an, diesmal aber nicht im Quartett, auch nicht bloß im Studentenchor — sondern die ganze Versammlung, nämlich wie weiblich, stimmte ein. Mit wahrer Andacht, mit tiefer, aus aller Blicken leuchtender Be-

wegung wurde das hochheilige Lied zu Ende gesungen, und als die Schlusstrofe:

„Seid umschlungen Millionen!“

erklang, ging Vater Gundermann feierlich auf die an seines Sohnes Seite stehende Hedwig zu und küßte ihr die Wange. Dies war das Zeichen zu einem allgemeinen Tausche des Weihfußes frohverbrüderter Menschen. Gustav küßte gar die ganze Damenlinie durch — zur Strafe dafür wurde er von den Studenten auf einen Stuhl gehißt und aufgefordert, eine Rede zu Ehren des Studentenvaters zu halten. Er mochte wollen oder nicht, er mußte zum zweiten Male sein oratorisches Licht leuchten und der Felsenpredigt eine Stuhlpredigt folgen lassen:

„Meine andächtigen Zuhörer! Wenn ich nicht wüßte, daß Alle, die ich vom Genius der Freude hier versammelt sehe, die vollkommenste Ursache haben, auf ihre Väter stolz zu sein, so würde ich ihnen rathen, sich Väter nach dem Vorbilde des Mannes aufzuziehen, den wir vor wenig Minuten hier begrüßt haben. Berechtigt aber halt ich mich im Interesse der Menschheit zu der Mahnung an alle männlichen Glieder dieser Gesellschaft, die doch hoffentlich sämtlich das Vaterglück in wenn auch noch unbestimmter Perspektive haben, daß sie sich an diesem Biedermann ein Beispiel nehmen und sich in Zeiten zu Vätern bilden wie er einer ist, d. h. zu Vätern, die erstens ein frisches, freies Jünglingsherz in den Vaterstand mit hinübernehmen; die zweitens von ihren Kindern mit Stolz rühmen dürfen, sie seien Kinder der ehelichen Liebe, die drittens die Pfänder ihrer Liebe als ein Darlehn der Natur betrachten, das sie der Natur unverkimmert zu erhalten, aber auch als eine Wechselschuld der Liebe, die sie mit Zinsen an die Menschheit zu erstatten haben. Solch ein Vater war und ist dieser ehrwürdige, jugendliche Alte seinem leiblichen Sohne, der ihm heute zum zweiten Male geschenkt wird als ein wiedergebornes Kind der Natur, von deren Lebensquellen scholastische Unnatur ihn für immer abzuziehen drohte, eine Gefahr, die den edlen Vater mit tiefen Kummer erfüllte, die er aber auch zur rechten Zeit abzuwenden wußte. Allein nicht bloß auf den engen Kreis seiner Familie, nicht bloß auf die Sprossen seines Blutes beschränkt sich die Vaterwürde dieses Mannes. Wie käme

er sonst zu den Ehrennahmen Studentenvater? Es ist in der That ein Titel, wie das gerechte Geschick im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte ihn nur Einem Sterblichen, aus der ganzen Reihenfolge menschlicher Geschlechter nur diesem Einem Manne hat zu Theil werden lassen. So ist er der Einzige geworden, dem in Wahrheit der Name des „Einzigen“ gebührt, mit mehr Recht als jenem Könige, mit dem noch andere heere- und scepterführende Häupter alter und neuer Zeit um dergleichen Ruhm streiten. Studentenvater — warum gerade Ihm dieser hohe Name? Ihm, der nur Einem Studenten das Leben gab und nie eine deutsche Hochschule sah? Ich will es euch sagen: weil sein Vaterherz die ganze deutsche Studentenschaft mit Liebe umfaßt, so daß er jedem Studenten derselbe Vater sein möchte, der er dem leiblichen Sohne ist. Und warum das? Weil sein deutscher Sinn im deutschen Sinn die Blüthe deutschen Wesens erblickt; weil sein edles Gemüth sich hingezogen fühlt zu dem ritterlichen Geiste, dem kräftigen Schwunge, der poetischen Lebensauffassung, die sich in dem echten deutschen Musenwobne fund giebt; weil sein patriotisches Herz auf das deutsche Studententum einen guten Theil der Hoffnung des Vaterlandes gründet. Darum trägt er den reichen Schatz von Liebe, den die Natur in seine Brust legte, auf das gesammte Studentenwesen über und froh wie Gott nimmt er jedes brave Studentenblut auf unter sein Dach, als gehört es ihm leiblich zu. Darum treibt's ihn auch meilenweit durch Nacht und Nebel Denen nach, die solchergestalt in seinem Hause das Kindschaftsrecht erlangt haben. Und so haben wir ihn denn bei uns und freuen uns seiner und sonnen uns im Strahle seiner Liebe, und möchten unsern besten Antheil an der Bonne dieses Abends ihm als Tribut der Ehrfurcht und des Dankes zu Füßen legen. Da aber Freuden, zumal genossene, untheilbarer sind als das deutsche Reich, so möge die holde Freundin, auf der mein Auge ruht, an meiner und meiner Genossen Statt ihm einen süßern Tribut darbringen, indem sie ihm den Sohn an sein Herz legt und ihn mit der Kunde erfreut: „Nimm ihn hin, Deinen Sohn! er ist Deiner werth und wird ein Student sein nach Deinem und Gottes Wohlgefallen — ich büрге dafür.“

Und Hedwig that wie geboten. Karl sank dem

Vater an die Brust, ein allgemeines Hoch ertönte dem Studentenvater und die Musik blies einen lang anhaltenden Tusch.

Die ganze Nacht dauerte der Ball. Im Glanz der Morgensonne führte Vater Gundermann seine Musensohne unter sein gastlich Dach zurück, wo sie noch eine Woche verweilten. — Hedwig wurde mit ihrer Bürgerschaft nicht zu Schanden: Karl wurde ein trefflicher Student, der nicht ermangelte, bei seiner ersten Ferienreise mit Kanonen und klirrenden Sporen in's Vaterhaus zu treten und ein halbes Duzend Kommilitonen mitzubringen, und so oft es Ferien gab und so lange sie dauerten, gleich das Gundermannsche Haus einer offenen Studentenherberge. Jetzt ist es anders; das Haus steht noch, aber es ziehen keine Studenten mehr da ein und aus — natürlich: der Studentenvater ist in der letzten Zeit irre geworden am Vaterlande und mit Weib und Kind nach Amerika gezogen. —

A. P.

## Auferstehung und Wanderschaft.

Reisefskizzen und Phantasieen

von

H. Sulistair.

(Fortsetzung.)

Die Pinie besonders auf Höhen gruppiert oder vereinzelt, welche den Gesichtskreis begrenzend abschließen, giebt der Landschaft etwas eigenthümlich Fremdländisches; in seinem Aeußern ist er am meisten der Palme vergleichbar, ich meine das gebogene Niederhangen der Aeste und die Kürze des Stammes, und von dieser entfernten Aehnlichkeit rührt auch die Fremdartigkeit der Erscheinung, denn die Palme, zum ersten Male gesehen, macht einen überaus sonderbaren Eindruck, wie zum Beispiel: das arme, verwaiste Burm im Garten gegenüber dem Tempel des San Pietro in vinculis zu Rom, die nördlichste ihres Geschlechts und die einzige in Rom; ja! einen überaus sonderbaren Eindruck, vielleicht, weil wir durch sie an ein Paradies erinnert werden, denn im Paradiese wachsen ja die Palmen, und im Paradiese waren wir ja Alle, nämlich in dem der Kindheit, oder vielleicht, weil wir in eben diesem Paradiese so

viel von einem verlorenen, von dem adamitischen nämlich, haben erzählen hören; oder, weil wir Alle vielleicht schon einmal auf dieser Erde gelebt haben, da sie noch Paradies war. Die arme Palme aber bei San Pietro hat mein innerstes Mitleid erregt, denn sie ist gar so einsam und Niemand lauscht dem fremdartigen Geflüster ihres Gezweigs, oder versteht ihre Stimme, wenn sie vielleicht im Traume spricht und phantastirt.

Und Niemand ihres Gleichen, zu dem sie sich in der namenlosen Gluth ihres Reizens und Liebens wenden möchte, denn sie gehört zur Classe der Diocisten, und sie schmerzte mich wie der arme entbraunte Elefant auf der Pfaueninsel bei Potsdam, den sie zuletzt mit Blausäure vergiftet, weil man sich vor der Rache seiner unbefriedigten Sehnsucht fürchtete. Aber vor der Palme fürchtet sich Niemand, sie schweigt und — leidet. —

Von diesen Höhen kann man mittelst eines Fernrohrs hinüber nach dem See von Perugia, dem alten Etrusken, sehen, von wo Hannibals Schaaren sich siegreich nach Rom hinabwälzten, um vor Spoleto die Stirn sich zu zerschlagen.

Als wir hineingezogen in das dunkle Juliginum, zog eine große Anzahl Pilgrime beiderlei Geschlechts hinaus; selbige waren auf der Wallfahrt zum heiligen Franziskus von Assisi gewesen und zogen wieder heim. In zwei langen Reihen schritten sie längst der Straße, Mann und Weib mit lauter Stimme einen langen, schwermüthigen Gesang singend. Dann folgten einige Karren einspännig mit Pferd oder Esel, welche die Ermüdeten und die Kinder des frommen Heerzugs nachführten. Unvergeßlich bleibt mir die Erscheinung eines Weibes, eines jugendlichen, holden, die durchaus materiell gekleidet, das vier-eckige Stück weißes Zeug auf dem Kopf mit lang herabwallenden schneeigen Tüchern, die Zügel des Maulthiers mit den blendend weißen Zähnen festhielt, während sie mit flammendem Auge in einer Art bacchantischer Lust das Tambourin schlug, daß es weithin gellte, und auf solche Weise den Gesang, den die frommen Waller sangen, in eigenthümlicher Weise begleitete; aber Weltlust und Sinnlichkeit lachte aus dem funkelnden Venusstern ihrer Augen, und heiß und verzehrend wehte es Den an, der tief hineinschaute. Diese Fuhrwerke, in der Regel mit



bunten Arabesken wundersam bemalt, sind doch durchaus in der Form der antiken Streitwagen, vorn geschlossen, hinten offen. Die Gabel, in der das Thier geht, ruht auf einer Art Sattel auf seinem Rücken, mit einem Ledergurt befestigt, wodurch eine eigenthümliche Vermischung vom Reiten und Fahren hervorgebracht wird, wenigstens wird das Stoßen des Wagens durch das elastische Biegen auf dem Rücken des Pferdes sehr ermäßigt. Es waren alle diese Leute, wie uns der Vetturin belehrte, aus dem Reich herübergekommen, so nennen sie nämlich hier das neapolitanische Königreich, die Römer selbst wären zu flug (!) dazu, sich wegen eines solchen Heiligen in die Ungelegenheiten einer weiten Reise zu stürzen.

Aus dem köstlichen Thale nun, in dem Foligno, das übrigens außer einer in der Nähe befindlichen wenig bemerkenswerthen Stalaktitenhöhle durchaus nichts Memorables besitzt, gelegen ist, steigt man abermals in das schroffe, wilde Felsengebirge, und wer an bangen Schauern seiner Seele Freude findet dem wahrlich kann hier geholfen werden! Eines wilden Gottes bizarre Laune hat hier gewaltet; vielleicht fühlte der Geist, der hier seine wunderlichen Stimmungen ausgetobt, so gut wie unser Giner, die Höllenqual verschmähter Reigung mit ihrem Gefolge, und er rasete hier, und in finsterner Schwermuth zertrat er hier, und zerriß und zertrümmerte, um dort seltsam zu häufen und wunderbar zu thürmen, daß es einem schwindelt, hinaufzusehen, geschweige denn hinab, daß in der Seele Klüfte und Zerworfenheiten aufgähnen, wie drunten in der Schlucht, daß man am halben Mittag unter glühender Sonnenwucht im Keller wandelt durch Labyrinth, in denen es, wie in modrigen Gräften kühl und absonderlich duftet. — Dabei scheint's dies wunderliche Gebirge stolz zu verschmähen, sich bis zur Schneelinie zu erheben; seine höchsten Gipfel in den Abruzzen, der Gran Sasso d'Italia, der Velino und der Monte della Sibilla im Kirchenstaat, der Simone in Modena, erheben sich nur von viertausend bis sieben-tausend und achttausend Fuß, welche Höhe für diese Breiten die Schneelinien noch nicht bedingt. Es ist, als trogte es keck, die Geister der höhern Lustregionen kämen schon zu ihm herab, um unter diesen Felsen, die Melancholie wild erschuf, auch ihren unendlichen, heißen Schmerz auszuathmen, auszuweinen, wohl

gar die ungestümen Gießbäche hinab, hinaus zu fliehen in's weite Meer, um dort Ruhe und Vergessenheit zu finden. Nur der stolze aller Sicilianer, die Krone der nebrodischen Berge, und diese sind ja doch wohl als Geschwister der Apenninen zu betrachten, wie jene Ränder des nun freilich mehrfach durchbrochenen und zum Meere verwilderten Landsees, den die Apenninen im Osten, die nebrodischen Berge im Süden, die Gebirge Sardinien's und Korsikas im Westen und die Meer Alpen im Norden umschlossen, nur jener stolze Sicilianer, der königliche Greis Aetna, taucht sein flammenglühendes Haupt in Wolken von Schnee, vielleicht, weil er's nur ebenso ertragen kann, und weil sie ihn zu Grunde richten würden, die Leiden, die ihn durchglühn, würde ihm diese Kühlung nicht.

Wenige sparsame Häuser, von unbeimlichstem Ansehen, eigentlich nur Höhlen, schmal, hoch, glatt, Spoleto selbst ein weites, wüstes, gräuliches, altes Nest.

Aber dann das himmlische Thal der Nera und Terni!

Da weht es einem an wie vom Hauche des Paradieses, das Engel durchflattern, und sehnstüchtig schwillt das Herz noch lange bei der Erinnerung. Wenn man dort sich gefühlt, nur einen Tag in Jugend und Frohheit losgerungen von dem schweren Ballaste heimatlicher Verhältnisse und norddeutscher Alltäglichkeiten, und vergessen könnten, daß es überhaupt in der Welt Geheimräthe giebt, die den Orden wohl vor der Brust, doch nimmermehr in der Seele tragen, wenn man in der Laube auf der Felsplatte dem Velino gegenüber, dem ewig jugendlichen, ewig schönen, der schäumend, übermüthig sich binabgießt vom hohen Steinrand, wenn man hier im Strahle der verunkenden Sonne einen Becher leert voll besperischen Bluthweins, daß die Geister aus des fernsten Geäders entlegenem Winkel herbeistürmen zu dem Herzen, das Alarm schlägt, singend im Chore:

Ein Schloß zu bauen und sei's auch nur von Luft,  
Ein seltsames Schloß fühl'n wir uns kühn genug,  
Und unabsehbar spinnt ein geldner Duft  
Sich um des Seins verführerischen Trug!

wenn man hier stand und träumte, daß man ein Gott war, einen Augenblick, einen kurzen, aber einen göttlichen Augenblick — ist doch Mohammed in einem Augenblick durch die sieben Himmel geflogen und hat ihre zahllosen Wunder erschaut; als ihn der Engel von seinem Lager holte, warf er die Wasserkanne um

und als er wiederkehrte von der unendlichen Reise, war der letzte Tropfen Wassers noch nicht ausgelaufen — wer hier stand träumend einen göttlichen Augenblick, dem lohnt es sich der Mühe gelebt zu haben. —

Es machte der Reisegesellschaft anfangs einige Mühe, den Weg nach der Canduta della Marmora zu ermitteln; der Herr Posthalter Wohlgeboren faßelten viel von der Beschwerlichkeit desselben, und schienen nicht abgeneigt, uns das Glück, den Belino zu sehen von Angesicht zu Angesicht, theuer bezahlen zu lassen, indem er uns zu bewegen suchte, von ihm einen Wagen zu entnehmen, für welchen er in toto die Summe von 2½ Studi, also 3 Thaler 16 Silbergroschen preussisch, außerdem aber noch von der Person einen halben Scudo extra verlangte, ein Anerbieten, auf das wir in seiner grandiosen Unverschämtheit uns nicht gemüßigt fanden, einzugehen. Nach langem Umherfragen, denn sämtliche Terzianer schienen mit dem Herrn Posthalter Wohlgeboren eine Coalition geschlossen zu haben, und bezeichneten uns den Weg, wie sie uns ungefähr den Weg zum Falle des Niagara beschrieben haben würden, fand sich denn endlich ein gutmüthiger Bursche, der uns hinauszuführen versprach. Wir gingen. Draußen aber ergab es sich, daß er mit einer andern Partei alliirt war, nämlich mit der, so in dem dem Wasserfall zunächst gelegenen Dörflein Esel vermietete, um zugleich den Naturenthusiasten Wein zu verkaufen, ja eine Art Marketenderin mit einem großen Korbe voll Wein und sonstigen nützlichen Dingen zu entsenden gewohnt war. Da indeß ihre Forderungen billiger waren, so bestiegen wir die Esel, welches sehr imposant anzusehen war, und tranken schon im Wirthshaus Wein, welches unsre gute Laune erhöhte und die Pforten des empfänglichen, schwärmenden Herzens immer weiter aufsperrte.

(Fortsetzung folgt.)

## Gedichte.

**Bogumil Dawison.**

Von Adolf Stern.

Kein Sturmverschlagner Eremit und hätt' er  
Auch auf Salas y Gomez selbst geschmachtet,  
Hat mit so heißem Flehen je getrachtet  
Als ich, im Bühnenwald, nach einem Retter.

Zwar, schlug ich auf nur die Theaterblätter,  
So schwirrte es mir rechts und links von großen  
Berühmten Mimen, allsogleich wie's Schloßen  
Nach allen Seiten hagelt in dem Wetter.

Dech, da ich mich der Zweifel frech erühne,  
Sobald das „höchstvollendet“ ich ersehe,  
So blieb mir trostlos öd' die heut'ge Bühne.

Jetzt trittst Du auf, gewaltig, für das Wehe,  
Für Seufzer ächter Kunst verheißend Sühne,  
Und hoffend lauschen wir, was nun geschehe!

**Dein ärgster Feind lebt in Dir selbst.**

Chafele.

Dein ärgster Feind lebt in Dir selbst: der böse Gast heißt  
träge sein.  
Wird Dir der Sieg, entsehnst Du den, was dürft Dir noch  
im Wege sein?  
O Deine Kraft tyrannentes, wie müßt sie lüsten ihre  
Schwingen!  
O Deine Kraft, was könnt sie sein, gelänge ihr das Reg  
sein!  
Viel gab den Kindern dieser Welt des großen Gottes milde  
Huld:  
Dech wenn sie gab, dann sprach sie auch: o Mensch! die  
Gabe pflege fein!  
Den Pallast baut des Meisters Hand mit freien Hall'n und  
stolzen Säulen:  
Dech bleibt es des Bewohners Pflicht, daß er die Thüre  
sege rein.  
Soll Großes Dir aus Kleinem blühen, so denke dies zu je-  
der Frist:  
Groß wächst mir einzig das allein, was ich mir mühsam  
hege klein!

R. Solitaire.

## Zwei Fenster.

1.

Ein Fenster hinter blendenden Gardinen,  
Das hoch und groß den Blick hinein verstatet,  
Dem hellen Sonnenglanze sanft beschienen,  
Der an den blanken Scheiben nicht ermattet.

Umzogen ist's von grünen Epheuranken,  
Berbeer und Myrthe miteinander streiten,  
Jasmin und Rosen woll'n, mit Blüten, danken  
Für treue Pflege selbst in Winterzeiten.

Und eine Uhr auf himmelblauem Grunde  
Bringt Mahnung oder Trost mit leisen Ticken,  
Daß unaufhaltsam eilen Tag und Stunde —  
Ihr Ja! die schnell erbleichten Rosen nickten.

Ein Vöglein singt aus offenem Gebauer  
Und holt sich Zucker von der Jungfrau Lippen,  
Die an dem Fenster näht — ein leiser Schauer  
Durchrieselt sie bei ihres Vögleins Rippen.

„Gefangen Du, wie Er!“ so sprach sie leise —  
„Doch hast Du nie gekannt ein freier Leben  
Und singst es täglich mir in froher Weise  
Daß ich Dir all, was Du begehrt, gegeben.“

„Und zu den Blumen ihre Blicke irren:  
Der Verbeere wächst — ihn hat Er längst erworben!  
Und Trieb' und Blüten sprechen an den Myrthen,  
Kein einzig Rosenknöschen ist verderben!“

„D dürst' ich diesen holden Zeichen trauen!  
Ihm selbst die Blumen an sein Gitter senden!  
Wenn darf er endlich Lenz und Blüten schauen?  
Wenn darf sein Kerker, wenn, die Trennung enden?“

Ein Seufzer, eine Thräne — dann auf's Neue  
Greift sie zur Arbeit, die sie Ihm bereitet —  
Singt dazu leis' ein Lied von Lieb' und Treue,  
Von Gottes Hand, die Ihn wie sie geleitet.

## 2

Ein Fenster hinter dichten Eisenstäben,  
Das klein und schmal kaum einen Blick verplattet,  
Sich nur ein Wenig aufwärts zu erheben,  
Veringelt Glas, daran das Licht ermattet.

Ein enger Raum wie eine Klosterzelle  
Der Wände Grau, die Farbe der Bedrängniß  
Verscheuchet früh des kurzen Tages Helle,  
Verdunkelt noch das einsame Gefängniß.

Ein bleicher Mann, versunken in Gedanken,  
Lehnt an dem Fenster, sucht des Himmels Bläue,  
Denn auch in seines Kerkers enge Schranken  
Schaut doch dies Blau, die Farbe ew'ger Treue!

Und seines Mädchens, seiner Trauten Farbe!  
Er denkt an Sie, die ihm die Einzige-Gine,  
Und wie er leide, wie er duld' und darbe:  
Er fühlt sich reich, denn Sie bleibt doch die Seine.

Sie denkt wie er, Sie weiß warum er leidet,  
Von jeder Schuld hat sie ihn losgesprochen —  
Wer für den Glauben seiner Seele streitet  
Hat Nichts vor Gott, ob vor der Welt verbrochen!

Ein Brieflein hält er zwischen seinen Händen,  
Denn nicht verbannt ist solches Liebeszeichen,  
Sie dürfen sich einander Grüße senden  
Wenn strenge Fristen auch dazwischen streichen.

Was kann sie Andres ihm als Liebe schreiben,  
Der keinen Trost bedarf, um nicht zu wanken?  
Sie meldet ihm, daß Myrth' und Verbeere treiben  
Und frisches Grün der Hoffnung Ephauranken.

Ein Seufzer, dann ein Lächeln — und auf's Neue  
Greift er zum Brief, der Wonne ihm bereitet,  
Singt dazu leis' ein Lied von Lieb' und Treue,  
Von Gottes Hand, die Sie wie ihn geleitet! —

Louise Otto.

## Briefe aus Weimar

über

Kunst und Künstler der Gegenwart.

## I

zur Einleitung.

An Adolf Stern.

„Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen,  
welche für die Wissenschaft gewirkt haben, nicht das  
Zeitalter“ — bemerkt Göthe in seinen „Reflexio-  
nen.“ — Dasselbe kann man auch von der Kunst be-  
haupten. Wehe dem, der die Förderung und das Heil  
der Kunst von irgend einem Zeitalter, von dessen Ge-  
schmack, dessen Strömung und Richtung erwartet! Es  
würde ihm ergehen, wie jenem Wanderer, der sich am  
Ufer eines Flusses, der ihn in seiner Wanderung auf-  
hielt, gemächlich niederließ, um zu warten, bis der Fluß —  
vorbeigekommen sei, in dem guten Glauben, daß das  
Wasser doch einmal ein Ende nehmen müßte! — Wer  
nicht stromaufwärts gehen und die Quelle auffuchen kann,  
wer kein Schiff und keine Brücke zu bauen vermag und  
auch nicht Kraft und Muth genug beßigt, um durch die  
Wogen zu schwimmen — der wird nie über den Strom  
hinüber, nie über seine Zeit hinaus kommen! Wer aber  
ihrer Strömung abwärts folgt, der kommt zuletzt nur  
an das Alles ausgleichende und verichlingende Meer,  
das keinen Anfang und kein Ende, keine Vergangenheit  
und keine Zukunft kennt!

„Du mußt glauben, Du mußt wagen,  
Denn die Götter leih'n kein Pfand;  
Nur ein Wunder kann Dich tragen  
In das schöne Wunderland!“

Sie sehen, lieber Freund, daß ich, von Göthe's  
„Reflexionen“ ausgehend, glücklich bei Schiller's

„Sehnsucht“ angekommen bin. Wie ist es auch anders möglich, als daß man von Weimar sprechen und sogar dort leben kann, ohne an Schiller und Göthe zu denken und sie gelegentlich zu citiren! Es giebt wohl keinen Ort in Deutschland, welcher schlagendere Beweise von größerem Gewicht für den Satz giebt: „daß die Individuen es sind, welche den Fortschritt der Kunst bewirkt haben, und nicht das Zeitalter“ — als gerade Weimar; und zwar nicht nur das Weimar der Vergangenheit, sondern auch das der Gegenwart; und zwar nicht als ein Ort, der für derartige Kunstentfaltungen etwa besonders günstig situiert wäre, sondern wiederum nur als Aufenthalt von — „Individuen“, die Ort und Zeit zu dem gestalteten, was sie geworden sind.

Wenn man, rückwärts blickend, unseren Dichtersürsten hier allenthalben begegnen muß, so kann man, in der Gegenwart sich bewegend, keinen Schritt vorwärts thun, ohne dem Fürsten der Töne zu begegnen, den Victor Hugo noch kürzlich so treffend den „Orpheus von Weimar“ nannte. —

„Wenn ich die Frage aufwerfe: „Was wäre das Weimar der Gegenwart für die Kunst — ohne List?“ — so dürfte die Antwort darauf nicht sonderlich schwer fallen.

Aber es giebt noch eine zweite, hieran sich knüpfende Frage, bei deren Lösung schon Mancher den Kopf verloren hat, weil er kein — Oedipus war! Ich frage: „Was wäre aus der Musik der Gegenwart ohne List geworden?“ — und höre schon im Geiste das Geschrei ganzer Schaaren von racheschnaubenden Musikhelden, die, mit Taktstock, Partituren und Folianten bewaffnet, mir die „schlagendsten“ Antworten darauf in der humansten Manier verheißen.

Wir wollen aber, um das Reaktions-Heer, im Sold der Vergangenheits-Musik, nicht gleich im Eingang uns an die Herzen zu heften, diese Kernfrage heute noch nicht weiter erörtern, obgleich sie nahe genug liegt. — Warum fordern Sie auch von mir, daß ich Ihnen Briefe aus Weimar schreiben soll? Kann das etwas anderes heißen, als: über die Kunst-Fragen und Künstler der Gegenwart und „Zukunft“ schreiben? — Wenn man nicht mit einer Organisation begabt ist, wie gewisse, von der Natur vernachlässigte „Individuen“, welche Roth von Grün nicht unterscheiden, oder die Elementarlaute der Natur über eine enge Grenze von wenigen Oktaven hinaus nicht mehr vernehmen, oder mit anderen Worten, das Sichtbare und Hörbare doch nicht sehen, hören und unterscheiden können — dann gehört nicht Nichts als guter Wille und ein wenig freier Blick dazu, um sich in gewissen Lebensfragen der Kunst gehörig zu orientiren, die nur von Solchen als unlösbar oder übermäßig verwickelt dargestellt werden, denen daran liegt, daß die Verwirrung möglichst groß werde, entweder, um dabei im Trüben zu fischen,

oder um ihre Weisheit in Lösung gordischer Knoten in das hellste Licht zu setzen! —

Doch — Sie wollen Thatsachen und keine Reflexion und Polemik. — Sie haben Recht, und ich werde Ihnen zu genügen suchen. — Knüpfen wir an die Gegenwart an; greifen wir frisch hinein in das Weimarer Kunst-Leben, und es wird sich für mich mehr Stoff finden, Ihnen von hier aus nicht nur Briefe, sondern ganze Bände zu schreiben, als in jener hochgerühmten Residenz, in der auch ich einst residierte, mit ihren großen Museen und Gallerien, reich dotirten Theater und Kunstinstituten. Denn die Quantität macht's ja nicht aus, sondern die Qualität, weil ich für keinen „Fremdenführer“ und auch für kein „statistisches Bureau“ schreibe, sondern nur an einen jungen Dichter, der die lächerliche fixe Idee, (die für viele große Geister längst ein „überwundener Standpunkt“ ist) noch nicht aufgegeben hat: daß die Kunst, der er sich geweiht hat, eben eine Kunst — und kein Handwerk sei! —

Noch vor wenig Tagen weilte ein Meister in unserer Mitte, dessen ganzes Leben, Sein und Schaffen eine erhabene Dichtung über dieses Thema genannt werden kann; dessen Werke für mich begeisternde Hymnen auf die Freiheit und Würde der Kunst sind. — Andere behaupten freilich das Gegentheil. — Aber glücklicherweise hat die Gegenwart hier nicht das letzte Wort zu sprechen, und die „Zukunft“ wird uns nicht darum beneiden, daß wir diesen Meister von Angesicht zu Angesicht sahen, und seine Werke von ihm selbst hörten! —

Ich spreche von Hector Berlioz. — Ihm seien die nächsten Briefe gewidmet, denn noch wogen seine Töne in Denen auf und ab, die Herz und Ohr sich nicht verriegelt und verstopft hatten mit dem guten Vorsatz, an die Sendung und Macht des Genius nun einmal absolut nicht glauben zu wollen.

Für solche schreibe aber, wer da will — ich nicht! — Bei Ihnen hat es keine Gefahr, denn Sie sind ja — ein Dichter! — — —

## II.

### Hector Berlioz in Weimar.

Es möchte wenig wahrhaft große Künstler unserer Zeit geben, über welche, nach einem unermüdlischen und großartigen Schaffen während eines Vierteljahrhunderts künstlerischer Thätigkeit, trotz allgemeiner Anerkennung ihrer Genialität, noch immer so schroff widersprechende Ansichten verbreitet sind, wie über Hector Berlioz. Es ist vielleicht Keinem schwerer als ihm geworden, durch die mit einem ganzen Längen-Wald vor Vorurtheilen

sich schügende Bilanz, „öffentliche Meinung“ genannt, Schritt für Schritt sich Bahn zu brechen. Und doch ist Berlioz derjenige unter den Instrumental-Componisten, welcher die überreiche Erbschaft, die Beethoven der Nachwelt hinterließ, mit der größten Genialität antrat, und mit einer Consequenz und Energie ausbeutete, die nur Solchen eigen ist, denen die höchste Weihe der Kunst zu Theil ward.

Sind auch die Einflüsterer seiner Zeitgenossen längst darüber einig, daß in den Annalen der Kunst der Name Berlioz als ein eben so unvergänglicher und einflußreicher verzeichnet ist, wie der irgend eines unserer größten Meister der Töne, so ist es nur um so wünschenswerther, daß diese Erkenntniß schon bei Lebzeiten des Meisters die allgemeinste werden möchte, damit die Mitwelt nicht, wie sie zu thun gewohnt ist, erst so lange zögere, bis sie zur Nachwelt geworden ist, um ihren Lorbeer zerrollt nur einem Denksteine zu weihen, anstatt den noch lebenden Meister damit zu befränzen.

Weimar, das in der Kunstgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts einen so herrorragenden Rang einnimmt, und durch seine Kunst-Vertreter eine concentrirte und neugehaltene Macht noch in der Gegenwart siegreich behauptet, Weimar gebührt das Verdienst, auch bei Berlioz nicht erst seine fräteren, allgemeineren und deshalb ungleich leichter zu erringenden Erfolge abgewartet zu haben, sondern in Anerkennung seines Genies in Deutschland mehr als einmal, und zwar nach verschiedenen Zeiten hin, bahnbrechend vorangeschritten zu sein. — Im Jahre 1837, zu einer Zeit, wo Berlioz Name nur erst dunkel von Paris aus zu uns herüberdrang, wurde sein erstes Werk, die Overtüre zu den „Behmrichtern“ (Francs-juges), in einem Weimariſchen Concert zuerst und zwar mit einstimmigem und enthusiastischem Beifall aufgeführt. Der damalige Kammermusikus (jetzt Professor) Lobe richtete zu jener Zeit, voll des überwältigenden Eindruckes, einen offenen Brief an Berlioz, \*) der, im Erguß der reinsten Begeisterung über diese „tief, originelle, naturwahre, den ganzen Menschen emporwirbelnde Schöpfung“, eines der ersten deutschen Zeugnisse für die zündende Kraft ablegte, welche Berlioz Kunst auf die zu üben vermag, die nicht nur mit den Ohren, sondern auch mit Herz und Geist zu hören gewohnt sind.

„Bei Ihrer Overtüre“, berichtete Lobe, „so gewiß sie der Ausfluß eines großen, seltenen musikalischen Talentes ist, hat das Weimariſche Publikum nicht einmal „gestugt, noch viel weniger sie unbegreiflich gefunden, „wohl aber ist es im höchsten Grade davon ergriffen „worden. Ihre Overtüre war ein Blitz und ein Schlag, „und Alles rings umher stand in Flammen der Begei-

sterung! Das war kein Beifall, wie er einer Autorität folgt, oder aus einem besondern Wohlwollen gegen einen Bekannten, einen Freund, oder einen Mitbürger fließt, sondern es war ein unwiderstehliches „Ruß, ein veremtorischer Befehl, den Sie in Ihrer „Stube zu Paris ausgefertigt hatten, an die Welt, und „dem die Welt gehorchen mußte.“ — — —

Es waren jedoch damals weder Mittel noch Kräfte vorhanden, diesen Sieg des Berlioz'schen Genius weiter zu verfolgen, wieweil die Overtüre zu den „Behmrichtern“ in einem Kapellconcert in Weimar, im Jahre 1839, nochmals mit großem Beifall zur Aufführung kam. — Denn fast alle Partituren waren noch ungedruckt; die wenigen gedruckten waren schwer zu haben, und noch schwerer für solche zugänglich, die mit Vorurtheil an ihr Studium herangingen, und alle vorgefundenen Schwierigkeiten der Ausführung und Auffassung lieber bis in's Unglaubliche vergrößerten, anstatt an ihre künstlerische Lösung Zeit und Kräfte zu wenden.

Allerdings schrieb Berlioz in seinen Werken Instrumente vor, deren Anwendung damals in Deutschland noch zu den unerhörtesten Dingen gehörte. Er verlangte in seinen Symphonien zuerst Harfe, englisches Horn, Bassclarinette, Orchelöide, Verbesserung und Vermehrung der Schlaginstrumente u., und schrieb zugleich, um dem so häufig gefundenen Uebelstand einer zu schwachen und wirkungslosen Besetzung der Streichinstrumente vorzubeugen, genau die Anzahl der Geigen, Violon, Cello und Contrabaſſe vor, welche ein Orchester haben müsse, damit seine Totalwirkung nicht durch vorlautes Uebertönen einzelner Blech- oder Schlag-Instrumente beeinträchtigt würde. Hierdurch entstand die Fabel, daß Berlioz nur mit einem ganzen Heer von Instrumenten auftreten könne, daß er ganze Batterien von Posaunen brauche, ungläubliche Leistungen von jedem Einzelnen fordere u. s. f. Uebertreibungen, die Einer dem Andern um so lieber nachbetet, (ohne je durch einen Blick in Berlioz Partituren sich eines Besseren zu überzeugen), als man dadurch auf höchst einfache, bequeme und doch plausible Weise seine künstlerische Beschränktheit und den alten Schlandrian entschuldigen konnte, der vor jedem Neuen und Ungewöhnlichen zurückschreckt, und überhaupt jede Anstrengung der geistigen Kräfte scheut. Man begnügte sich mit der banalen Behauptung, daß, weil Mozart und Beethoven diese neuen Instrumente nicht verlangt und Das und Jenes nicht geschrieben habe, eine Neuerung weder gerechtfertigt noch rathsam sei, und es daher am Besten sei, Alles beim Alten zu lassen! Was konnte das Publikum anderes thun, als dieses Glaubensbekenntniß beschränkter Musiker zu acceptiren — da ihm die Möglichkeit benommen man, sich eines Besseren zu überzeugen?

Diese Verhältnisse änderten sich aber wesentlich, als Berlioz sich entschloß, im Winter 1842—43 eine Reise durch Deutschland zu unternehmen, und in den

\*) Anverlang. sechziger Neue Zeitschrift für Musik, Jahrgang 1837, Nr. 37.

hauptsächlichsten musikalischen Centralpunkten eine Auf-  
führung seiner Hauptwerke selbst zu leiten. Weimar  
war wiederum einer der ersten Orte, die er berührte;  
er gab hier sein erstes Concert in Norddeutschland, Ende  
Januar 1843. Den bekannten geistvollen „Musikalischen  
Reisebriefen aus Deutschland“, welche damals Berlioz  
im „Journal des Débats“ veröffentlichte, entnehmen wir  
zur Erinnerung an jene Zeit folgende, Weimar be-  
treffende Stellen.\*

„Ich komme in Weimar ganz krank an. Berge-  
bens bemühen sich Lobe und Chelard, mich aufzu-  
richten. Verrichtungen zum Concert — Ansage der  
ersten Proben — der Unmuth weicht — ich bin ge-  
sund! — Hier ist's aber auch anders (wie in Mann-  
heim und Frankfurt), hier laß ich mir's gefallen. Ich  
spürte in der Luft so etwas von literarischem Verkehr,  
von künstlerischem Leben. (Folgt eine Episode über  
„Göthe, Schiller und Hummel.) — — — Als  
„edler würdiger Künstler zuerst, und dann als Lands-  
mann und alter Freund, half mir Chelard redlich  
„meinen Zweck erreichen. Der Intendant, Freiherr von  
„Spiegel, ging ganz in seine wohlwollende Genügnung  
„ein, und stellte Theater und Orchester zu meiner Ver-  
„fügung. — Die Kapelle ist trefflich besetzt. Mir zu  
„Liebe aber gingen Chelard und Lobe darauf aus,  
„Alles herbeizuziehen, was außerdem noch an Saiten-  
„Instrumenten aufzutreiben war, und so ward ein  
„Stamm von 22 Geigen, 7 Bratschen, 7 Violoncellen  
„und 7 Contrabässen (also ein Streichorchester von 43  
„Mann) zusammengebracht. Die Blasinstrumente waren  
„vollzählig; ich bemerkte unter ihnen eine treffliche erste  
„Clarinette und eine Ventiltrompete (Sachse) von  
„außerordentlicher Fertigkeit. Das englische Horn fehlte,  
„und mußte durch die Clarinette ersetzt werden. Ein  
„höchst liebenswürdiger junger Mann, Herr Montag,  
„ein Pianist und ausgezeichnete Musiker, hatte die  
„Gefälligkeit, die beiden Harfenstimmen für's Klavier zu  
„arrangiren und die Ausführung zu übernehmen. Die  
„Ophicleide wurde durch ein Bombardon ersetzt und kam  
„in gute Hände. Da nun alle Lücken ausgefüllt waren,  
„konnten die Proben vor sich gehen. — Bemerken muß  
„ich, daß sich unter den Weimariischen Musikern eine ent-  
„schiedene Vorliebe für meine Behmrichter-Duvert-  
„türe ausgesprochen hatte, die schon mehrmals aufge-  
„führt worden war, so daß sich für mich keine günstigere  
„Stimmung wünschen ließ. Auch ging es mir mit den  
„Proben zur Symphonie fantastique, die ich auf ihren  
„Wunsch mit aufgenommen hatte, ungewohnter Weise  
„über alle Maßen glücklich. — Noch muß ich des Ein-  
„druckes gedenken, den der erste Satz „Schwärmerei und  
„Leidenschaft“, und der dritte, die „Scene auf dem  
„Lande“, unter den Kapellisten und Musikfreunden her-

\*) Anmerkung. Aus dem dritten Briefe „An Franz List“  
über Mannheim und Weimar, zur Erinnerung an jene Zeit.

„vorbrachte. Chelard erklärte sich vor allem für den  
„Marsch nach dem Nichtplatz.“ Das Publikum schien  
„dem „Ball“ und der „Scene auf dem Lande“ den  
„Vorzug zu geben. Die „Behmrichter-Duvertüre“  
„wurde wie ein willkommener alter Bekannter begrüßt. —  
„Aber — da stände ich ja wohl auf dem Punkte, aller  
„Beschneidenheit Valet zu sagen! Und rede ich gar vom  
„vollen Hause; vom anhaltenden Beifall und Hervorruf-  
„sen; von Kammerherren, die im Namen der Königl.  
„Hochzeiten den Künstler beglückwünschten; von neuen  
„Freunden, die ihn am Eingange des Hauses umarmen,  
„und nolens volens die Nacht hindurch bis früh 3 Uhr  
„bei sich festhalten — beschreibe ich erst einen so schö-  
„nen Erfolg, so wird man mich vollends für einen un-  
„schicklichen, lächerlich aufgeblasenen Menschen halten.  
„Wahrlich, das schlägt alle philosophische Mube zu Bo-  
„den: es schreckt mich, und ich schweige.“ — —

Mit diesem erhebenden und künstlerisch ehrenden Ein-  
drucke verließ Berlioz damals Weimar, um fast 10  
Jahre später dahin zurück zu kehren und unter noch  
günstigeren Verhältnissen neu- und weitertragende künst-  
lerische Erfolge zu erringen.

Zu Weihnachten des Jahres 1843 trat nämlich  
List seine Funktion als außerordentlicher Großherzogl.  
Hof-Kapellmeister an, wozu er bei seinem früheren Aus-  
fenthalt in Weimar, im Oktober 1842, ernannt worden  
war. Hierdurch kam ein eigenthümliches, neues und re-  
ges Leben in die Weimariischen Musikverhältnisse, welches  
sich natürlich dann erst vollkommen entfalten konnte, als  
List seinen nur temporären hiesigen Aufenthalt im  
Jahre 1848 in einen bleibenden verwandelte.

List ist einer der ersten Verehrer und gründlichsten  
Kenner von Berlioz Werken. Er hatte sein öffentli-  
ches Urtheil über ihn in Paris schon zu einer Zeit  
abgegeben, wo man dort mit der Anerkennung von Ber-  
lioz noch schwankte und zögerte. Er hatte dessen „Sym-  
phonie fantastique“ für Pianoforte meisterhaft übertra-  
gen, mehrere Duvertüren von ihm arrangirt, in seinen  
Concerten öfters gespielt u. und war dadurch mit Ber-  
lioz in ein näheres künstlerisches Verhältniß getreten.  
Dies wurde für die Verbreitung von Berlioz Werken  
in Deutschland von dem vortheilhaftesten und nachhal-  
tigsten Einfluß. List führte zunächst bei seinen kürze-  
ren Aufenthalten in Weimar, in den Jahren 1844 und  
1846, zwei Instrumentalwerke von Berlioz, seine  
Duvertüren zu „Pear“ und „Baverley“ (erstere im  
vorigen Jahre hier wiederholt) auf. Als List sich so-  
dann in Weimar bleibend niederließ, ist es bekannt,  
daß er die ersten Jahre seines Aufenthaltes der großen  
und erfolgreichen Aufgabe widmete, Richard Wap-  
ners Opern auf der Bühne aufzuführen, und durch  
seinen Vorgang diese großartigen Werke unseres ersten  
jetzt lebenden dramatischen Tondichters im künstlerischen  
Bewußtsein der deutschen Nation für immer zu verfestigen.  
Nachdem er diese Mission aber auf das Vollstän-

digste erfüllt hatte, führte List auch Berlioz, der seit Wagners erstem Auftreten bei uns zwar mehr in den Hintergrund getreten, aber durchaus nicht vergessen war, auf's Neue und Vollständigste in Deutschland ein. Schon im Jahre 1851 wurden in verschiedenen Concerten Berlioz Overtüren zum „Römischen Carnival“ und dessen „Harald-Symphonie“ aufgeführt. Im Frühling 1852 wurde aber das schwierigste Werk, Berlioz Overtüre „Benevenuto Cellini“ zum ersten Mal in Deutschland unter List's Direction aufgeführt und zog von nah und fern zahlreiche Künstler und Kunstfreunde nach Weimar. Die Overtüre bot des Neuen und Ueberraschenden so Viel, sie war überdies von den bereits populär gewordenen Wagner'schen Schöpfungen so verschieden, daß man über die neue Kunstwelt, die sich hier offenbarte, mehr erstaunt war, als daß man zu einer eigentlichen Durchdringung derselben sogleich gelangt wäre. — Zu Anfang der nächsten Winter-Saison wurde aber der Meister eingeladen, die Wiederholung seiner Overtüre unter List's Direction zu hören, und er kam im November 1852 nach Weimar, um in einer, ihm zu Ehren veranstalteten Ber-

lioz-Woche neue Triumphe in Deutschland zu feiern, deren künstlerisch genüßreiche Stunden noch Allen in lebhafter Erinnerung sind, denen vergönnt war, daran Theil zu nehmen.

Berlioz war Zeuge, wie seine Overtüre, welche gegen die Opposition der Pariser und Londoner Musiker vergeblich angekämpft hatte, in Weimar unter List's Feldherrnstab einen glänzenden Sieg erfocht. Berlioz selbst führte zwei seiner größten Meisterwerke, „Romeo und Julie“ und „Faust“ in einem großen Concert im Hoftheater auf. Er wurde am Großherzoglichen Hof auf das Ehrenvollste aufgenommen, von Künstlern und Publikum feilich gefeiert, und verließ Weimar als Ritter des Großherzoglichen Hausordens vom weißen Falken. Im Herzen Deutschlands hatte er mit diesem neuen Besuch für immer festen Fuß gefaßt. Und in den Herzen der Deutschen, deren Kunst er wie ein deutscher Künstler verehrte, hatte er sich eine neue Heimath gegründet, die kein Angriff mehr erschüttern oder zerstören konnte!

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Zeitschwinger.

**Poesie.** Julius von Rodenberg hat zur Feier des Geburtstages Ihrer Maj. der Königin Maria von Hannover ein Festgedicht geschrieben, das außer einem Prolog und Epilog aus einem verbindenden Text zu den bei dieser Festlichkeit gestellten lebenden Bildern bestand. — Von Adolf Stern wird neben einer zweiten umgearbeiteten Ausgabe des „Sankönig Biarne“ im Laufe des Sommers ein neues erzählendes Gedicht im Verlag der Buchhandlung von Heinrich Matthes erscheinen. — In Wien haben poetische Verherrlichungen österreichische Kriegshelden von Jürg von Freundsberg bis auf Radegky, unter dem Titel „Männer vom Schwerte von Josef Weilen“ ein gleiches Aussehen erregt wie früher das „Habsburglied“ von L. A. Frankl.

**Musik.** Aus Weimar. Robert Schumanns „Genovera“ wurde (unter Franz List's Direction) am neunten April zum erstenmale in Weimar aufgeführt. Die beiden ersten Acte waren von vollster Wirkung — das Interesse wurde leider im dritten und

vierten Act geschwächt. Hier trägt der Text die Hauptschuld, den der Meister selbst nach den gleichnamigen Dichtungen Ludwig Tieck's und Friedrich Hebbels, aber nicht eben sehr glücklich bearbeitet hat. — Am ersten April wurde im Theater ein Oratorium von Rühmstadt, „Die Verklärung des Herrn“ unter Leitung des Componisten aber mit nur mäßigem Beifall aufgeführt. — List dirigirte in Jena das siebente academische Concert. Hr. Genast, Frau Johanna Pohl, die treffliche Harfenvirtuosin, der Pianist Pruckner und der Kammervirtuos Singer begleiteten ihn dahin. In diesem Concerte gelangten unter anderm zwei neue Compositionen List's „Orpheus, symphonische Dichtung“ und „Erstes Klavierconcert mit Orchester“ zur Aufführung. Ebenso kam der zweite Act aus Gluck's „Orpheus“ und Beethoven's „Overtüre zu Leonore Nr. 3“ zu Gehör.

**Ein Aufruf.** Unter Hindeutung auf die am 27. Februar 1856 stattfindende hundertjährige Geburtstagsfeier Mozarts fordert der Organist Heinrich Sattler in Blankenburg am Harz zur Bildung eines „allgemei-

nen Mozartvereins" auf. Der Zweck desselben würde nach den Andeutungen des Aufrufs Förderung junger Talente, Unterstützung tüchtiger, aber nothleidender Künstler (besonders ergrauter Kunstveteranen und ihrer Familien) und Belebung aller höheren Kunstbestrebungen sein. Wenn zur Förderung dieses guten Zweckes energische Mittel und Maafregeln ergriffen würden, könnte ein derartiger Verein vielleicht segensreich wirken.

**Neue literarische Erscheinungen.** Von Gustav Freytag, dem geistvollen Schauspieldichter erschien im Verlag von G. Hirzel in Leipzig ein Roman in drei Bänden: „Soll und Haben“ betitelt. — Wolfgang Müller von Königswinter, der rheinische Dichter giebt jetzt in Prosa eine Beschreibung des alten herrlichen Stromes und seiner Umgebungen. Dieselbe betitelt sich „Das Rheinbuch“ und erscheint in elegantester Ausstattung im Verlag von G. Muquardt in Brüssel und Leipzig. — Unter den neuern im Kober'schen „Album“ enthaltenen Schriften zeichnen sich „Pflanzen und Soldat, Bilder und Gestalten aus dem Banate“ von K. W. Martini durch Originalität des Stoffes und Frische der Schilderung aus.

### Bermischtes.

**Das Herz des Ersten Grenadiers von Frankreich.** Die „Berl. Ger. Zeit.“ enthält darüber folgende Mittheilungen: Unter den militairischen Erinnerungen der französischen Nation lebt bis heute noch das Andenken an den ersten Grenadier von Frankreich fort. Theophile Malo Corret de Latour d'Auvergne, so war sein Name, stammte aus einer Bastardfamilie des Hauses Bouillon und war 1743 zu Garbair im Departement Finisterre geboren. Er diente 1782 als Freiwilliger in Amerika und als Adjutant des Herzogs von Crillon vor Mahon. Beim Ausbruche der Revolution erklärte er sich für dieselbe und zeichnete sich an der Spitze von 8000 Grenadiern bei der Pyrenäen-Armee aus. Höhere Stellen, selbst die eines Brigade-Generals schlug er aus. Sein Corps machte gewöhnlich die Avantgarde und führte den Namen die höllische Colonne. Nach dem Baseler Frieden fiel er zur See auf dem Wege nach der Bretagne einem englischen Freibeuter in die Hände, wurde nach England gebracht und blieb daselbst ein Jahr lang gefangen. Nach der Auswechslung beschäftigte er sich zu Passy bei Paris mit literarischen Arbeiten, stellte sich aber beim Ausbruch des Krieges 1799 für den Sohn seines Freundes Lebrigand wieder als Soldat, focht unter Massena in der Schweiz und 1800 in der

Rheinarmee. Der Consul verlieh ihm für seine Tapferkeit den stolzen Namen eines Ersten Grenadiers von Frankreich. Bekannt ist es, daß Latour d'Auvergne, der „erste Grenadier Frankreichs,“ im Jahre 1800 in der Schlacht bei Neuburg an der Spitze der „höllischen Colonne“ durch einen Lanzenstich getödtet wurde, daß die ganze französische Armee auf Befehl des Ersten Consuls drei Tage lang trauerte, daß sämmtliche Grenadiere einen Tages-Sold vergaben, um eine silberne Urne anfertigen zu lassen, welche sein Herz aufnahm, und daß noch im Jahre 1814 allemal beim Namen „Latour d'Auvergne“ der älteste Soldat antwortete: „Todt auf dem Felde der Ehre.“ An der Stelle, wo er fiel, wurde ihm später ein Sarkophag, 1814 ein Denkmal in seinem Geburtsort errichtet. Weniger bekannt aber dürfte sein, daß später im Jahre 1834 noch ein sehr ernstlicher Prozeß um das Recht auf den Besitz des Herzens des ersten Grenadiers geführt worden ist. Napoleon hatte das Herz neben den Herzen der großen Generale Frankreichs im Palaste der Ehrenlegion verwahren lassen, wo dasselbe bis zur Restauration verblieb. Damals bestimmte Ludwig XVIII., daß diese kostbaren Ueberreste großer Männer, deren Familien zurückgegeben werden sollten. Als die Familie des ersten Grenadiers betrachtete man diejenige, deren Namen er getragen hatte, der Graf Latour d'Auvergne Lauragais, der bereits das Herz eines Latour d'Auvergne (das des großen Turenne) besaß, erhielt durch den Kanzler der Ehrenlegion im Jahre 1816 das Herz des ersten Grenadiers ausgeantwortet. Im Jahre 1834 wandte sich die Familie von Kersausie an das Gericht, und beantragte, den Grafen Latour d'Auvergne zur Herausgabe des Herzens zu verurtheilen. Zur Begründung der Klage wurde geltend gemacht, daß der „erste Grenadier“ der natürliche Sohn eines Latour d'Auvergne sei. Sein Name sei eigentlich Chevalier de Corret, und wenn er mit Bewilligung des letzten Herzogs von Bouillon den Namen Latour d'Auvergne angenommen habe, so ändere diese Thatsache nichts in der Abstammung. Die Frage sei nur: wer sind die nächsten Erben des Grenadiers, gleichviel ob Männer oder Frauen, denn kraft des allgemeinen Erbrechtes gehöre ihnen das Herz des ersten Grenadiers. Seine nächste Verwandte aber sei Frau von Kersausie, sie sei eine Schwester der Mutter des ersten Grenadiers. Für den Grafen Latour machte Ledru-Rollin geltend, daß der Körper oder einzelne Theile desselben keinen Gegenstand des Erbrechtes bildeten, daß es vielmehr Dinge gäbe, die im Interesse der ganzen Nation denjenigen gebührten, die denselben Namen trügen, um sie zu nöthigen, diesen Namen rein zu erhalten. Das Gericht sprach jedoch der Familie Kersausie das Herz des Grenadiers zu.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. C. Wolf in Freiberg.